

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Dankbarkeit

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Ueber Welse sein Herz auch etwas in das Spiel; als er aber nach einigen Tagen merken ließ, daß er Henrietten wählen möchte, bot ihm der Obristlieutenant sogleich einen Gang auf Tod und Leben an. „Den müßt ich nun freilich unter allen Umständen annehmen!“ entgegnete Villerbeck; aber unerkennbar war Henriette ihm abgenetzt und liebte ihren Bräutigam mit ganzer Innigkeit der Seele. Völlig ohne Mittel, sich hier zu helfen, schrieb Villerbeck nach langem Kampf an den König und erhielt wenige Tage darauf folgende Antwort:

„Auf Sein Schreiben vom 4. Mai kann ich Ihn nur raten: nehm Er die Andere, wenn die Henriette nicht zu kriegen ist. Das Geld des von Stecher darf mir nicht alles außer Landes, und hoffentlich sieht Er ein, daß ich Ihn auch nicht wie einen Narren dahin schicken konnte. Das würde mich und Ihn compromittiren. Präsentir Er mir also recht bald Seine Braut. Uebrigens bin ich Sein wohlaffectionirter König.“

Potsdam den 8. August 1764.

Friedrich.

Dieses Antwortschreiben kam auch unter veränderten Umständen auf Buchitz an; bei Fräulein Karoline hatte der martialische Obrist lebhaften Eindruck gemacht, um so eher, da sie nur aus Zwang sich mit dem Herrn von W. leben vermählen sollte. Kaum hatte Villerbeck darüber einige Gewißheit, so bot er dem Bräutigam Karolinens mit eisernen Kugeln ein Loses um die Braut an, und endlich gab es zwei Hochzeiten ohne Duell. — Als aber bald nachher der Obrist mit seiner jungen Gattin sich in Potsdam präsentirte, da sagte der König zu ihm: „Nun leb Er glücklich, damit es nicht am Ende heißt, wir hätten beide einen dummen Streich gemacht!“

Dankbarkeit.

Der Britte Snelgrave reifete als Schiffskapitän nach der afrikanischen Küste, um Negerelaven einzukaufen. Dieser schändliche Handel, der die Natur entehrt, ist so un-menschlich als gefährlich; denn öfters treibt

Verzweiflung die unglücklichen Schlachtopfer des Goldes zu schrecklichen Verschwörungen, und die Europäer sind daher genöthigt, die armen Schwarzen des Nachts und den größten Theil des Tages über an die Schiffe anzuschließen. Demungeachtet finden sie bewilligen Mittel, sich zu einem Komplote zu vereinigen, welches nicht selten ihren Käuffern das Leben kostet.

Snelgrave hatte eine große Anzahl Neger am Ufer des Malabar gekauft. Unter diesen Unglücklichen bemerkte er ein junges Weib, welches sich einem grenzenlosen Schmerz überließ. Gerührt durch ihre Thränen, ließ er sie durch seinen Dolmetscher um die Ursache derselben fragen und erfuhr, daß sie ihr einziges Kind besammere, welches sie den Abend zuvor verloren hatte. Man brachte sie auf das Schiff des Kapitäns, und an demselben Tage erhielt Snelgrave von dem Oberhaupt oder Könige des Landes eine Einladung, ihn zu besuchen. Der Engländer war es zu frieden; da er aber die Arglist und Bösartigkeit dieser Wilden kannte, ließ er sich von zehn bewaffneten Matrosen begleiten. Er traf den König auf einem Sitze unter einigen Bäumen an; ein Schwarm von schwarzen Hofherren umgab ihn, und seine Wache bestand aus ungefähr 50 Mann, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, Spieße in der Hand und Schwerter an der Seite trugen. Sie hielten sich in einiger Entfernung von ihm — die Engländer stellten sich mit geschultertem Gewehr gegenüber.

Snelgrave überreichte dem Könige einige europäische Kleinigkeiten; aber indem er seine Anrede begann, vernahm er ein Gemurmel, wodurch er aufmerksam gemacht wurde. Er sah sich um und erblickte in einiger Entfernung einen Negerknaben, der bei den Füßen an einen in die Erde befestigten Pfahl gebunden war; am Rande einer Grube saßen zwei Neger von scheußlichem Ansehen, mit Spießen bewaffnet und auffallend gekleidet, die den kleinen Gefangenen zu bewachen schienen. Der Knabe betrachtete sie mit thränenden Augen und streckte bitternd seine Händchen gegen sie aus. Der König, da er die Bewegung wahrnahm, in welche Snelgrave durch das fremde Schauspiel versetzt wurde, glaubte, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß er nichts von diesen bei-

den Negern zu befürchten hätte, die er mit so großer Ueberraschung betrachtete; zuletzt erklärte er dem Britten ganz kaltblütig, daß dieses Kind ein Opfer sey, welches man dem Gott Esbo zu schlachten im Begriffe sey. Bei dieser Nachricht erbehte Snelgrave vor Abscheu. Er hatte nur 10 Mann bei sich; der Hof und die Wache des Afrikaners bestand wenigstens aus 100. Allein Mitleid und Menschlichkeit ließen den edelmüthigen Britten nicht lange überlegen, was hier zu thun seyn möchte. Meine Freunde, rief er aus, indem er sich gegen seine Leute wendete, laßt uns dieses unglückliche Kind retten. Auf, folgt mir! Mit diesen Worten ging er auf den gefesselten Knaben zu; die 10 Matrosen, von gleichen Gesinnungen belehrt, eilten ihm nach. Die Neger erhoben ein furchtbares Geschrei und stürzten auf die Engländer zu. Snelgrave zog ein Pistol aus der Tasche. — Der König erblaßte. Snelgrave verlangte, gehört zu werden. Der König stillte mit einem Worte die Wuth der Neger, welche im Nu wie unbeweglich da standen. Hierauf erklärte Snelgrave durch seinen Dolmetscher die Ursache seines Benehmens und endigte damit, daß er den König bat, ihm das Schlachtopfer zu verkaufen. Der Vorschlag wurde angenommen. Snelgrave war nicht willens, um den Preis zu feilschen; aber glücklicher Weise kannte der Negerkönig weder Gold noch Silber, er kannte weder Diamanten noch Perlen und forderte bloß ein Halsband von blauen Glasforallen, welches ihm auch auf der Stelle gegeben wurde. Snelgrave stob jetzt auf das unglückliche kleine Geschöpf zu, welches er dem Tode entrißen hatte, und zerhieb mit seinem Schwerte die Stricke desselben. Das geängstigte Kind glaubte, Snelgrave wolle es tödten, und erhob ein Jammergeschrei. Der Britte nahm es mit himmlischer Empfindung in seine Arme und drückte es an seine Brust. Das beruhigte Kind schmeichelte und liebkosete seinem Befreier, der im seligen Hochgefühl seiner That Abschied von dem Könige nahm und auf sein Schiff zurückstellte. Da er am Bord desselben anlangte, fand er die junge Negerin, welche er des Morgens gekauft hatte, sehr schwach und in stummem Weh vergebend. Der Schiffschirurgus batte sie, da er sie nicht dahin bringen konnte, Nahrung

zu sich zu nehmen, wenigstens an die freie Luft zu bringen gesucht. In dem Augenblicke, da Snelgrave mit seinen Leuten auf sie zuging, erhob sie das Haupt, und als sie den Knaben erblickte, den ein Matrose trug, stieß sie einen Schrei aus, sprang auf das Kind zu, welches augenblicklich seine Mutter erkannte, sie beim Namen rief und seine Armchen nach ihr ausstreckte; sie schloß es in die ibrigen. Der furchterliche Vorsatz, den sie gefaßt, der Verlust ihrer Freiheit, ihr Unglück — alles ist vergessen; sie ist Mutter, sie hat ihr Kind wieder gefunden. Jetzt erfährt sie durch den Dolmetscher den Hergang der ganzen Sache; hastig geht sie, ihr Kind noch immer auf den Armen, und wirft sich ihrem Wohlthäter zu Füßen. „Jetzt bin ich deine Sclavin,“ ruft sie aus, „ohne dieses Kind würde mich der Tod diese Nacht aus deiner Gewalt befreit haben; du warst für mich ein Tyrann, aber du gabst mir meinen Sohn wieder, und dies ist mehr, als wenn ich dir mein Leben verdankte; du bist mein Vater geworden; ja, von nun an kannst du auf meinen Gehorsam zählen: dieses mir so theure Kind ist das Unterpfand meiner Treue.“

Indem die Wilde auf solche Art die dankbaren Empfindungen ihres Herzens so rührend als feurig ausdrückte, erklärte der Dolmetscher Snelgraven ihre Worte. Der edelgesinnte Britte konnte keine schönere Belohnung seiner Menschenliebe wünschen, aber er sah noch eine neue Frucht derselben. Auf seinem Schiffe befanden sich mehr als 300 Sclaven. Die junge Negerin erzählte diesen den Vorfall; die Neger, von dem Ede sinne des Britten gerührt, klatschten ihm ob dieser That lauten Beifall zu und gelobten ihm unbegrenzte Treue. Wirklich bezeugten sie auch Snelgraven auf seiner weitem Reise alle Achtung und allen Gehorsam, wie er sie beide nur von Kindern erwarten konnte.

Der Schein trügt.

In der Schreckensnacht der französischen Revolution lebte in einem Dorfe, nicht weit von Lyon, ein ehrlicher Pächter, Namens Lukas. Er war arbeitsam, dienstfertig, ohne viele Worte zu machen, und sein Leib

spruch hieß: „Recht thun und Niemand scheuen.“

Unter den Tausenden, welche damals auf die Guislorine geschleppt wurden, befand sich auch der Gutsherr des alten Lukas. Er hinterließ zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von sechs und acht Jahren, um welche sich kein Mensch bekümmerte, denn die Furcht machte auch die edelsten Herzen zaghaft. Das Vermögen des Unglücklichen wurde von der Nation eingezogen, und Lukas kaufte das Gut zum Erstaunen aller seiner Nachbarn, die eine solche Handlung um so weniger erwartet hatten, da er von jeher in dem Rufe eines frommen, redlichen Mannes gestanden und überdies ohne Kinder war.

Dieser Vorfall gab der Reputation des guten Wächters einen gewaltigen Stoß. Man reckte darüber die Köpfe zusammen, nahm die Mühe nicht mehr vor ihm ab, und wenn er bisweilen Abends in die Schenke kam, vermied ein jeder, neben ihm zu sitzen. Aber am unzufriedensten mit ihm war Martha, seine Frau. Bei jeder Gelegenheit warf sie ihm vor, daß ungerechtes Gut an seinen Händen liege und der Segen Gottes gewiß von ihrem Hause weichen werde.

Lukas saß bei solchen Vorwürfen gewöhnlich stumm in seinem mit Leder gepolsterten Lehnstuhl und schüttelte nur manchmal den Kopf, oder blies den Rauch stärker aus seiner Pfeife, wenn die gute Frau in ihrem Eifer kein Ende finden wollte.

Eines Abends fing sie ihre gewöhnliche Predigt an. „Du bist ein braves Weib, unterbrach sie Lukas, hältst dein Hauswesen in Ordnung, gibst gern Almosen, bereist und arbeitest zur rechten Zeit, aber eines scheinst du doch noch nicht zu wissen.“

„Und was?“ fragte Martha.

„Daß man nicht nach dem Schein richten soll. Doch der Abend ist schön, warum wollen wir ihn mit bösen Worten verderben. Laß uns unter die Bäume im Hofe gehen und der scheidenden Sonne nachblicken; wir können jetzt freudiger, seit die Blutmenschen in Paris ihren Lohn bekommen haben und man wieder frei atmen darf.“

„Die Sonne scheidet,“ brummte Mutter Martha, „und wer weiß, wie bald das Scheiden auch an uns kommt. Dort müssen wir dann Rechenschaft ablegen.“ —

„So gut wir können,“ unterbrach sie Lukas lächelnd, stand auf und ging hinaus ins Freie. Indem er dort unter seinen Bäumen stand und mancherlei Gedanken nachhing, kamen zwei Kinder auf ihn zu, ein Knabe und ein Mädchen, und stellten in der offenen Sprache der Unschuld um ein Nachtager.

„Woher kommt ihr, Kinder?“ fragte Lukas.

„Aus der Stadt, wo uns Niemand mehr aufnehmen wollte,“ antwortete das Mädchen.

„Habt ihr keine Eltern oder Verwandte?“

„Ach,“ seufzte das Mädchen, „wir sind allein in der Welt. Vor zwei Jahren starb uns die Mutter; vor einem halben Jahre wurde unser Vater hingerichtet, weil er ein Edelmann war, und ein Oheim, ein Geistlicher, der uns nachher zu sich genommen, wurde vor zwei Tagen durch die Gensdarmen über die Grenze gebracht. Jetzt wollen wir eine Base auffuchen, die zehn Stunden von hier auf dem Lande wohnt, vielleicht lebt sie aber auch nicht mehr.“

Der Knabe hatte auf die Aterredung wenig geachtet; er sah nach dem Obst auf den Bäumen und fing endlich zu weinen an und sagte: „Ach, mich hungert sehr.“

Lukas war im Innersten bewegt. „Kinder, wie hieß euer Vater?“

Sie nannten seinen Namen. Der Wächter nahm sie freudig bei der Hand und führte sie in die Stube. — „Hier, Mütterchen,“ rief er seiner Martha entgegen, „hier bring ich dir Gäste; geschwinde aufgerischt, die guten Kinder sind hungrig.“

Martha machte große Augen. „Was sind das für Kinder?“

„Die unfrigen. Nun, ist es vielleicht nicht recht? War das doch ein Hammer und Webkragen, als der liebe Gott unsern kleinen Jakob zu sich nahm, und jetzt, da er uns ein Pärchen dafür schickt, so —“

„Ich glaube, der Mann redet irre,“ unterbrach ihn Martha.

„Frau,“ fing Lukas an, „heute sollst du deinen Groll gegen mich nicht mir, aber dem lieben Gott abbiten. Ich kaufte dieses Gut, um es den düßlosen Waisen zu erhalten, denen es gehört. Gleich nach dem Tode unsers guten Herrn schrieb ich an einen Bekannten in der Stadt und bat ihn um Nachricht von den Kindern desselben. Er konnte nichts erfahren, wohin sie gekommen seyen.